

Die Karlstadter Rossmühle

In der Süd-West-Ecke des Karlstadter Stadtmauerberings entstand gegen Ende des 13. Jahrhunderts ein gedrungener Rundturm, der an dieser Stelle den Winkel zwischen land- und flußseitiger Befestigung deckte und zeitweise auch in seinem unteren Teil als wenig komfortables Lochgefängnis diente. Seit dem Bau der 1. Mainbrücke nach Mühlbach im Jahre 1880 wurde er als „Brückenturm“ bezeichnet, war er doch zu dieser Zeit Wohn- und Arbeitsplatz der Brückenzoll-Einnehmer, die bis 1935 für jegliche Benutzung des Flußübergangs einen angemessenen Obolus kassierten.

Die neuzeitliche Bezeichnung hat einen wesentlich älteren Namen verdrängt, denn schon am Ende des 15. Jahrhunderts ist der Begriff „Mühlturn“ überliefert, der auf das ganze angrenzende Stadtviertel, das „*Mühlturner Viertel*“, überging. Gleichen Alters muß demnach die Rossmühle sein, die in unmittelbarer Nachbarschaft gelegen, ihrerseits namengebend für den Turm war.

Zu einer gut ausgerüsteten mittelalterlichen Stadt, die mit einer festen Mauer umgeben war, gehörte selbstverständlich die Vorsorge mit Wasser und Lebensmitteln. Mehl als Hauptnahrungsmittel konnte damals allerdings in Vorratslagern nicht aufbewahrt werden, weil es nach dem damaligen Stand der Mahltechnik immer noch den ölhaltigen Keimling enthielt und daher in kürzester Zeit ranzig wurde. Mühlen gehörten daher zur Vorsorge, denn nur so hatte die Stadt einer Belagerung über längere Zeit standgehalten. Im Oktober 1739 ist in den Ratsprotokollen vermerkt, „*Das Kastenamt solle einen Getreidevorrat zur höchsten Notdurft der Bürgerschaft anlegen in Summa 200 Malter*“. Die städtischen Getreidevorräte befanden sich im Kastenkeller neben dem Spital.

In friedlichen Zeiten brachten die Karlstadter ihr Getreide über den Main zu den Wassermühlen nach Mühlbach und Laudembach oder nach Schönarts an der Wern und

ließen es dort vermahlen. So konnte die Stadt jederzeit mit genügend Mehl zum Backen für die Bewohner und Schrot zur Viehfütterung versorgt werden.

Nur für Notzeiten hielt man innerhalb der Stadt die Rossmühle, ein von einem Pferd angetriebenes Göpelmahlwerk betriebsbereit, um auch in Kriegs- und Belagerungszeiten oder bei Eisgang und Hochwasser das notwendige Mehl herstellen zu können. Freilich erreichte diese bei weitem nicht die Kapazität der Wassermühlen. Einen ständigen Bedarf an den viel schlechteren Mahlerzeugnissen der Göpelmühle hat es also nicht gegeben.

Aus Sicherheitsgründen stand die Mühle in dem Winkel, den die Stadtmauer beim Mühlturn, an der Südwestecke der fürstbischöflichen Amtsstadt bildete. Durch Mauer und Turm war sie hier besonders geschützt. Mit häufigen Notfällen wurde aber offensichtlich nicht gerechnet, denn sonst wäre die Mühle nicht in einem so außerordentlich beengtem Raum untergebracht worden.

Das Mühlengewölbe hat einen Durchmesser von 4,20 m. Dort konnten nur kleine Pferde oder Maulesel, sicher mit Unterstützung von Mühlknechten, den Mühlbetrieb in Gang halten. Das entsprechende Räderwerk ist so ausgelegt, daß es Mahlsteine von ca. 80 cm Durchmesser bewegen konnte.

War die Mühle Tag und Nacht in Betrieb, so konnten bei 100 bis 120 Umdrehungen des Mahlsteines pro Minute, in 24 Stunden insgesamt etwa 280 kg Schrot vermahlen werden; ohne Reinigen des Getreides und Sichten des Schrotes in mehreren Mahlgängen.

Durch das Reinigen des Getreides wurde das Brot erst schmackhaft, denn der noch vorhandene Unkrautsamen machte das Mehl meist bitter und erst nach dem Sichten des Mehles konnte feineres Brot und Gebäck hergestellt werden. Dazu war in dem Gewölbe jedoch kein Platz und in Notlagen keine Zeit. In Notzeiten drängten sich die Menschen in

der Stadt zusammen, so daß mit etwa 2.000 Bewohnern gerechnet werden mußte. Pro Einwohner, Kinder und Greise eingerechnet, konnten so rund 400 gr. grobes Brot aus 250 gr. Schrot gebacken werden.

Die Mühle, das Anwesen mit der alten Hausnummer 309, war in städtischem Besitz und wurde für einen bestimmten Zeitraum an den Meistbietenden verpachtet.

Der aus Mühlbach zugezogene Müller Johann Michael Trenner, nachmals Bürgermeister und Schultheiß in Karlstadt, war Pächter der städtischen Rossmühle und kaufte am 6. März 1638 die daneben liegende städtische Spitalscheuer.

An Johann Michael Trenner erinnern noch heute zwei Grenzsteine von 1664 mit seinem Monogramm im Stadtgeschichte-Museum und das Altarblatt des 1678 von ihm gestifteten „Trenner’schen Altares“ für die Stadtpfarrkirche, das heute in der Spalkirche St. Jakobus aufbewahrt wird, seine beiden Namenspatrone darstellt und auch als das „Jüngste Gericht“ bezeichnet wird. Trenner war der letzte namentlich bekannte Rossmüller von Karlstadt.

Nach Auflassung der Mühle bildete deren Gewölbe den Unterbau für einen Hausgarten. In einer Nachricht über die hiesige Frühmeß, ist für das Jahr 1793 als Besitz des Gerbers Michel Winheim ein Garten „an der Rossmühle genannt“ verzeichnet. Die Rossmühle und ihr genauer Standort gerieten danach alsbald in Vergessenheit.

Als mit dem Bau der Mainbrücke 1880 die bisherige Mainfähregebühr durch einen Brückenzoll ersetzt wurde, wohnten bis 1933 die Zolleinnehmer in dem umgebauten Rundturm, der daraufhin im Sprachgebrauch vom Mühl- zum Brückenturm und im Karschter Dialekt zum „Brücketurmle“ wurde. Damit verlor sich auch die alte Bezeichnung „Mühl-türmer Viertel“ für den 3. Distrikt des Stadtbereiches im Dunkel der Geschichte.

Die Wiederentdeckung der Rossmühle

Der Stadtanierung ist die Wiederentdeckung der Rossmühle an der Südwestecke innerhalb der Stadtmauer zu verdanken. Neu-

bauarbeiten im Zuge der Altstadtanierung ermöglichten 1991 die Freilegung des vermauerten und mit Bauschutt verfüllten Mühlenraumes. Auf Vermittlung des Landesamtes für Denkmalpflege, erstellte ein Berliner Mühlenbauer Pläne zur Rekonstruktion der Göpelmühle, deren Verwirklichung jedoch aus Geldmangel nicht umgesetzt werden konnte. Die Herstellung der Mühle wurde seinerzeit für rund 205.000 DM angeboten.

Nach Untersuchungen des Gewölbes durch die Stadtarchäologen Joachim Walther und Ralf Obst begannen im Jahr 1998 der vormalige Stadtschreiner Thomas Gsell mit seinem Sohn Peter und weiteren ehrenamtlichen Helfern mit dem Nachbau der Rossmühle. Der Mühlstuhl aus Eichenbalken und das Bied genannte Mühlgerüst, die Arbeitsbühne, wurden gefertigt und eingebaut.

Nach längerem Stillstand konnten die Arbeiten dann von Peter Marschall und Peter Maurer, zwei ehrenamtlich tätigen Mitgliedern des Historischen Vereins Karlstadt, gelernte Schreiner im „Unruhestand“ unter



Beim Aufbau der Mühle: Die Mahlsteine werden eingebaut. Foto: v. Erffa

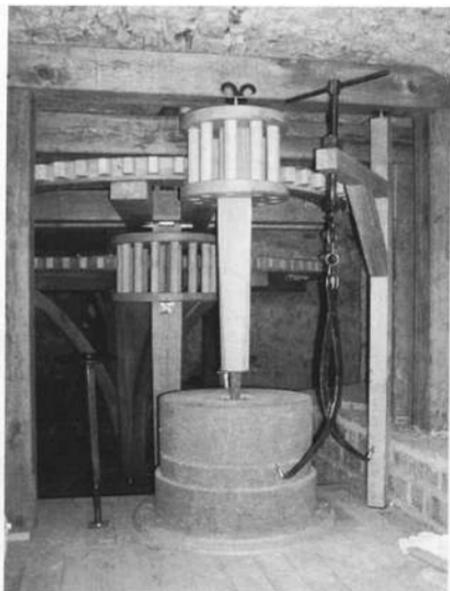
tatkräftiger Mitwirkung des städtischen Bauhofes, im Sommer 2002 fortgeführt werden.

Es gab Kontakte mit dem Fränkischen Freilandmuseum Bad Windsheim, dem Museum Herrenmühle in Hammelburg, dem Mühlen-erhaltungsverein in Wiesthal, mit der Müllerfamilie Ludwig von der Jägersmühle im Buchental und mit Walter Döll von der Vogelsmühle in Aschfeld.

Mit großem Enthusiasmus und einer ordentlichen Portion Optimismus ging man ans Werk, mit dem Ziel „Pfingstmontag 2004“. Keiner von den Handwerkern verfügte über Erfahrung mit dem Mühlenbau, ein Berufszweig, für den in der Vergangenheit auch die Bezeichnung „Mühlarzt“ belegt ist. Für viele Einzelteile gab es keine Pläne, so daß handwerkliches Können und immer wieder geduliges Ausprobieren letztendlich doch zum gewünschten Ziel führten. Technische Hilfestellung leistete dabei u. a. auch Metallbauingenieur Ulf Giesche aus Lohr.

Ein professioneller Mühlenbauer wurde wegen der Mühlsteine zu Rat gezogen. Nachdem dort heute aber hauptsächlich Wasserräder in herkömmlicher Art zur Stromerzeugung hergestellt werden, mußten sich die Mühlenbauer wieder auf ihren Spürsinn verlassen. Schließlich konnte mit Herrn Wolfgang Strakosch aus Dillingen ein Mühlenbauer für historische Mühlen gefunden werden. Die Naturmühlsteine aus Lavabasalt wurden in Mayen in der Eifel geholt, im städtischen Bauhof von Herrn Strakosch zugerichtet und in die Rossmühle eingebaut.

Der Historische Verein trat im vergangenen Jahr dem Bayerischen Landesverband der Deutschen Gesellschaft für Mühlenkunde und Mühlenerhaltung bei. Auch von dort kam



Die rekonstruierte Rossmühle ist betriebsbereit.

Foto: v. Erffa

bei Zusammenkünften der eine oder andere Hinweis, so daß letztendlich der Pfingstmontag 2004, der 11. Deutsche Mühltage, zum Anlaß genommen werden konnte, die neu erstandene Rossmühle der Öffentlichkeit zu übergeben. Nach einem Ökumenischen Gottesdienst in der nahen Spitalkirche und der sich anschließenden Segnung der Rossmühle wurde mit einem kleinen Festakt die Rossmühle in Betrieb genommen. Im Rahmen einer Stadtführung ist künftig die Besichtigung dieser im süddeutschen Raum sicher einmaligen Göpelmühle möglich.

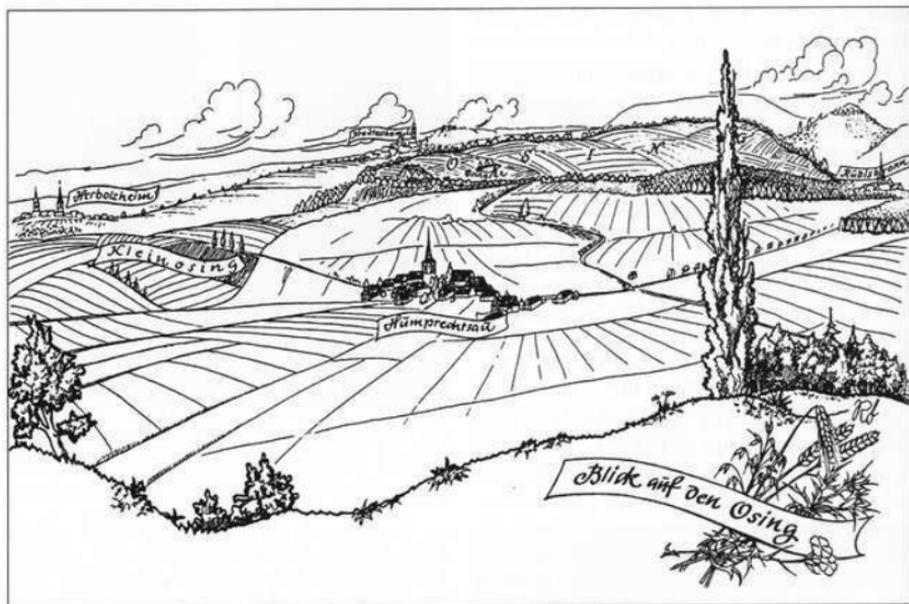
Ein Hinweis für alle RADIO-HÖRER:

Mühlen am Rothfluß

Geschichte und Gegenwart mittelfränkischer Mühlen und Hammerwerke
von Irmgard Prommersberger und Berhard Wickl

Bayerischer Rundfunk / Studio Franken / Programm Bayern 2 Radio
Sonntag, 19. September 2004, 12.05 bis 13.00 Uhr

Der Osing und seine Feldverlosung – erlebte Geschichte am 24. September 2004



Der „Osing“ ist ein flacher, langgestreckter Höhenrücken, umgrenzt von den Flurmarkungen der Orte Herbolzheim, Krautostheim, Humprechtsau und Rüdisbrunn, unweit von Bad Windsheim auf den Randhöhen des Steigerwaldes. Das gemeindefreie Areal umfaßt eine Fläche von ca. 274 Hektar. Bewirtschaftet wird die Fläche von den Landwirten der vier umliegenden Dörfer. Die Parzellen, nicht mit Grenzsteinen markiert, sind Teil eines rechtlich ungeteilten Gemeinschaftsbesitzes, der jeweils nach 10 Jahren durch Verlosung neu umverteilt wird. Jeder der vier Orte hat Anspruch auf den vierten Teil des Ackerlandes. Dieser Dorfanteil wird wiederum unter die Rechtler im Ort, d. h. unter die nutzungsberechtigten Hofinhaber, vergeben. Herbolzheim hat 74 Osingrechte mit einem Flächenanteil eines Rechtes von 1,5 Tagwerk, Krautostheim hat 64 Rechte zu 1,75 Tagwerk,

Rüdisbrunn hat 54 Rechte zu 2,25 Tagwerk und Humprechtsau besitzt 21 Rechte mit einem Flächenanteil von 5,5 Tagwerk.

Über das Alter und die Entstehung dieser Landnutzung auf dem Osing ist viel vermutet worden. Einen ersten urkundlichen Nachweis beinhaltet der Osingbrief vom 4. Oktober 1587. Grund für diese Beurkundung war ein Streit zwischen einem Allmendberechtigten und der Nutzungsgemeinschaft. Der Inhalt bestätigt lediglich einen schon länger bestehenden Zustand und spricht „von einer alten Stiftung herrührend“. Beim Osing verlegt die Volkssage die Entstehung in die Zeit des Kaisers Heinrich des II. um 1000 nach Christus. Sie erzählt, daß die Gemahlin des Kaisers, Kunigunda, in Windsheim gelebt habe. Sie sei mit ihren drei Töchtern im Herbst auf die Jagd ausgeritten und habe sich verirrt. Als sie